

Theodor Heinze.

Um. Auf vielfach geäußerten Wunsch biete ich den ehemaligen Schülern des Gymnasiums zur Feier des 75jährigen Stiftungsfestes diese Trauerrede des Prof. Hanow auf den Direktor Heinze zum stillen Andenten an den Gefeierten und an den Redner. M. Sdr.

Halbmaß wehte am 18. August 1900 die Fahne von unserm Gymnasium, in dem sich eine zahlreiche Trauerversammlung eingefunden hatte, um mit der Schulgemeinde dem heimgegangenen Leiter der Anstalt, Herrn Direktor Heinze, einen dankbaren Scheidegruß nachzurufen. Vor dem Rednerpult stand im Trauerschmuck das wohlgetroffene Bild des Verewigten mit der Inschrift:



Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam sociis, scholae.

(Er starb von vielen Guten beweint, doch von niemand mehr als von seinen Amtsgenossen und der Schule).

feierte der Prorektor der Anstalt, Herr Professor Hanow, den Heimgegangenen in folgender Rede:

„Media vita in morte sumus“.

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen“ so sang vor 1000 Jahren ein Mönch von St. Gallen, als er mutige Bauleute bei dem gefährlichen Werk, über einen tiefen Tobel in schwindelnder Höhe eine Brücke zu schlagen, beobachtete. Wie oft ist seitdem diese Sequenz gesungen oder gebetet worden, wenn in den gleichmäßigen Verlauf irdischen Lebens einmal die allgewaltige Hand Gottes hineingriff! Ein schwermütig Lied, sagen die Kinder der Welt, dem man gern aus dem Wege geht; ein ergreifend Lied, sagen wir Christgläubigen, das uns allezeit warnend, aber auch tröstend und erhebend vor der Seele stehen soll.

Ich kehrte zurück von einer längeren Reise, die mir statt Erholung schwere Krankheit gebracht; noch in großer Schwäche setzte ich meinen Fuß auf heimischen Boden, da war das erste Wort, das mir entgegenkündete: „Ihr Direktor ist tot, er ist schon begraben!“ Daß mir im ersten Augenblick das Blut zum Herzen zurücktrat, wer will es schelten? Aber in demselben Augenblick faßte ich auch den Entschluß, den letzten Rest der Kraft daranzusetzen, um meinem lieben Freund, meinem langjährigen Amtsgenossen, meinem hochverehrten Direktor hier an dieser Stelle ein Ehrenmal zu setzen, das zwar an seine Größe nicht heranreicht, das, aus einzelnen Bruchstücken flüchtig zusammengesetzt, nicht in dem Glanze eines farbenprächtigen Mosaiks erstrahlen kann, das aber

Nach dem gemeinsamen Gesange der 8. und 9. Strophe von „D Haupt voll Blut und Wunden“

wenigstens laut Zeugnis geben soll von der Liebe und Verehrung, die der Heimgegangene in weiten Kreisen genossen.

Theodor Heinze ist am 13. Dezember 1834 geboren in Sonneberg bei Lößnitz, wo die einförmige pommersche Ebene durch hügeliges Gelände und reichere Bewaldung angenehm unterbrochen wird. In stärkender Landluft ist er aufgewachsen. In und mit der großen Gottesnatur hat er die Kinder- und ersten Knabenjahre verbringen dürfen. Wie ganz anders als die Kinder einer Großstadt, die außer Stein, Kohle und Staub oft wenig zu sehen bekommen. Mit welch' ganz anderem Blick sieht ein auf dem Lande Großgewordener fremde und heimische Dichtungen an, wenn sie sich an die umgebende Natur anlehnen oder sie in ihrer Beziehung zum Menschen schildern. Zu den Frühlingsliedern des Horaz braucht ein solcher keinen Kommentar, ebensowenig zu der Winterode; die Verderblichkeit von Hagel und Schnee macht sich hier unmittelbar fühlbar, und mit stiller Andacht schaut schon das Kind dem langsam fallenden, fruchtbaren, lange sehnlichst erbetenen Regen zu. Das Wachsen des Weinstocks wie des Fruchtbaumes findet hier volles Verständnis, die kristallhelle Quelle Vandusia hört man hier rauschen und mit voller Empfindung vernimmt man die Verse unseres Altmeisters:

Täler grünen, Hügel schwellen,
buischen sich zu Schattenruh,
und in schwanken Elberwellen
wagt die Saat der Ernte zu.

Theodor Heinze ist aufgewachsen in einem evangelischen Pfarrhause. Welche Bedeutung dies hat, kann nur der recht ermessen, der in derselben Sphäre seine Entwicklung durchlebt hat. Das evangelische Pfarrhaus — wie es sein soll und unzähligemal auch ist — stellt sich dar als eine befriedete und umfriebete Feste, wo bürgerliches und kirchliches Jahresleben sich innig durchdringen, wo vom Kernspruch der Epistel und des Evangeliums die Wochenstimmung geleitet wird, wo am Tage vor Sonntag schon sich heilige Sabbatstille über Haus und Familie ausbreitet, wo die Glocken am Sonntag so ganz anders tönen und mit ihrem heiligen Klang die folgenden Tage beherrschen, wo unsichtbar und unhörbar, aber dem frommen Gefühl nahe und unmittelbar gewiß, die Gestalt des Heilands die geweihten Räume durchschreitet:

Ist auch Dir zur Seite,
Still und unerkannt,
Daß er treu Dich leite
An der lieben Hand.

Gewiß hat der große Geschichtsschreiber des Reformationszeitalters recht, wenn er sagt: „Hier, im evangelischen Pfarrhause, war das Leben besonders von Andacht und frommer Sitte durchdrungen. Der Stand der verheirateten Pfarrer war eine Pflanzschule für Gelehrsamkeit und Staatsbeamte, der Kern für einen gebildeten Mittelstand; durch die sorgfältige Erziehung, welche die Ruhe des Landes noch besonders macht und zu der die geistliche Würde noch besonders auffordert, ist es geschehen, daß die ausgezeichnetsten Männer aus seiner Mitte hervorgegangen sind.“

In früheren Zeiten haben wohl gelehrte Pfarrherren ihre Söhne bis zu den Universitätsstudien vorbereitet, jetzt ist das bei der Ausbreitung und Mannigfaltigkeit des geforderten Wissens nicht mehr möglich.

Der dreizehnjährige Knabe wurde dem Stettiner Gymnasium (dem jetzigen Marienstiftsgymnasium) anvertraut.

Wir wissen nicht, welchen Eindruck die größere Stadt mit ihrem Verkehr, der breite Strom, die liebliche Umgebung mit ihren Hügeln und ihren grünen Wäldern auf das empfängliche Gemüt des Knaben ausgeübt haben; wir wissen nur, daß er allezeit mit großer Liebe an dieser Stadt gehangen hat. Dazu trug aber wohl am meisten bei die mächtige geistige Anregung, welche ihm die Lehrer der höheren Schule boten. Das Gymnasium in Stettin nahm immer noch eine Sonderstelle ein unter den Gymnasien Pommerns; es hatte sich von dem akademischen Charakter, den in alten Kaufstädten hier und da ihre Schulen trugen, noch immer recht viel bewahrt. Eine große Zahl ausgezeichnete und eigen gearteter Lehrer wirkte seit Jahren schon an dieser Anstalt, vom Eingreifen der Behörden, von Reglements, scharf abgegrenzten Lehrplänen wußte man nicht allzuviel — den Leitern und Lehrern war reichlicher, vielleicht allzu reichlicher Raum für die Entfaltung ihrer individuellen Eigenheiten gelassen. Soweit meine Kenntnis reicht, haben drei Männer besonderen Einfluß auf Theodor Heinze ausgeübt. Ferdinand Calo war ein Polihistor im edelsten Sinne des Wortes, überall in den klassischen, modernen und orientalischen Sprachen, wie in der Philosophie zu Hause, ging sein ganzes mit seltener Energie fortgesetztes Streben auf Erfüllung der ihm anvertrauten jugendlichen Seelen mit dem Trachten nach idealen, sittlich-religiösen Zielen. „Wachsen Sie!“ war seine oft wiederholte Mahnung, seine einzige Strafe Nichtachtung der Tragen und Widerwilligen; die Masse aber hing ihm mit schwärme-

rtlicher Begeisterung an und ließ sich zu ganz außerordentlichen Leistungen anspornen. Er lehrte bis weit in seine schwere Krankheit hinein; von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, bestieg er immer wieder das Katheder; wenn ein preussischer König unter seine Bilder die Worte setzen konnte, in tormentis pinxi, konnte Calo mit demselben Recht von sich sagen: „In Folterqualen habe ich unterrichtet.“

Die beiden andern: Schmidt und Giesebrecht hatten in den Freiheitskriegen mitgekämpft, der eine als freiwilliger Jäger, der andere hatte an der Kragbach gekochten. Wie alle Männer aus jener Zeit, wo man nicht um materielles Wohl, sondern um die höchstgeistigen Güter rang, die lebendige Erinnerung an die großen Tage als teuerstes Vermächtnis bewahrten, so gab auch diesen das Erlebte den hohen geistigen Schwung, durch welchen sie sich hervorhoben und die höchste Achtung ihrer Schüler erwarben. Der alte Schmidt ging von dem Gesichtspunkt aus, daß vor allem Schärfe der Auffassung bei der Betrachtung der Sprachgesetze nötig sei; von der Erklärung der Worte nach ihrer Entstehung und Weiterbildung ausgehend, strebte er danach, seinen Schülern klares Erkennen der in den Spracherscheinungen sich ausprägenden Begriffe zu vermitteln, um auf dieser gesicherten Grundlage zum Verständnis der Schriftsteller des Altertums zu führen. Auf diesem Wege ließ er sich von niemand irremachen, auch durfte ihm bei seinem schwer leidenden Zustande — er litt jahrelang an der Lunge — niemand Schonung anempfehlen. Schwer krank, an Luftmangel leidend, ging er an seinem letzten Tage in die Prima, nach einer halben Stunde kam der Primus mit einem Zettel zum Direktor, worauf die Worte standen: „Ich kann nicht weiter“; zwei Schüler brachten den Kranken nach Hause; als er sein Zimmer betrat, machte ein Lungen Schlag seinem Leben ein Ende.

Neben ihm stand viele Jahre hindurch Ludwig Giesebrecht, ein feinsinniger Dichter*), ein tief sinniger Schriftsteller, nicht für die große Menge des Tages, nur für eine ganz kleine Gemeinde — darum ging seine Zeitschrift „Damaris“

*) Anm. Ein zeitgemäßer Vers von L. Giesebrecht: Gestern war's ein schöner Knabe,
Wangen rot und Stirne klar,
Und ein mutig Auaenpaar,
Lieblich alänzend Licht und Auaend:
Heute ist's — ein Tabaakraucher.
Knabenschönheit, Knabensinn,
Du entflohest, bist ganz dahin.

Ludwig Giesebrecht.

schon nach kurzer Zeit wieder ein —. Er war ein gelehrter Theologe und bedeutender Historiker; in seinen „Wendischen Geschichten“ hat er als der erste durch das dornige Gestrüpp müster Ueberlieferung einen gangbaren Weg gebahnt; so unablässig tätig er aber auch auf diesen Gebieten war, seine Haupttätigkeit galt der Schule. Nicht Stoffülle war es, die er in seinen Religions- und Geschichtsstunden mitteilen wollte; er versuchte vielmehr die zugrunde liegenden und dem aufmerksamen Beobachter zutage tretenden Gedanken zu vermitteln und zu einem klaren Verständnis zu bringen. Vielbewundert war sein deutscher Unterricht, die Wahl seiner Themen, der innere Zusammenhang derselben, die unendliche Sorgfalt, mit der er die Arbeit starker Klassen immer und immer wieder durchzusehen und zu beurteilen pflegte. Darum zeichneten sich später auch die meisten derer, die durch seine Schule gegangen waren, durch Tiefe der Auffassung, Schärfe der Begriffsbestimmung, klare Anordnung und geschmackvollen Ausdruck vor andern vorteilhaft aus. So streng und schlechthin allgemeingültig auch seine Forderungen waren, er wußte in der Art der Beurteilung doch auch berechtigtes Ehrgefühl einzelner zu schonen. Einmal trat ein Revisor in die Klasse Giesebrechts, während dieser gerade mit der Rückgabe deutscher Aufsätze beschäftigt war. Giesebrecht las dann eine besonders unsinnige Behauptung aus einem Aufsatz vor, der Revisor fragte, wer der denn sei, der so etwas behauptet habe — da warf Giesebrecht die Aufsätze durcheinander mit den Worten: „Das pflege ich niemals zu sagen.“

Von solchen Lehrern mächtig angeregt, absolvierte Th. Heinze mit 17½ Jahren die Abgangsprüfung.

Das Beispiel seiner Lehrer und deren Unterweisung hat ihn wohl zu dem Entschluß gebracht, Philologie zu studieren. Oder hat ihn der gewaltige Aufschwung, den damals die klassische Philologie nahm, als die gewaltigen Revisgianer die Direktoren-, auch wohl Schulratsstellen einnahmen, oder auf den Lehrstühlen der Universitäten saßen und der geistesmächtigste unter ihnen, Friedrich Ritschl in Bonn, durch seine eigentümlichen Vorlesungen, von denen jede eine Forschung darstellte, gewaltig fesselte, hat ihn dies zur Wahl seines Studiums bewogen? Wir wissen es nicht.

Die äußere Stellung, welche ein Lehrer an höheren Schulen damals einnahm, war freilich wenig lockend. Die Gehälter boten meist nur das Mindestmaß dessen, was zum Leben notwendig war. Standes- und Rangverhältnisse waren wenig geordnet, in der Achtung der Menge kam man nur langsam em-

por; es ereignete sich wohl, daß man eines Mannes, der nur seine materiellen Interessen wahrgenommen, wärmer gedachte als eines Schulmannes, der oft viel mehr getan, als so eigentlich seine Schuldigkeit war. Aber wo denkt ein junger deutscher Student an solche Zukunft! Zunächst winkt ihm die neu und teuer erworbene Freiheit; der Drang, in die Welt zu ziehen, beherrscht ihn ganz. Wenn damals pommerische Pastorenöhne nach dem Süden gingen, um zu studieren, dann war wohl ihr äußerstes Ziel die alte Studentenstadt Halle, die damals das kaufmännisch-industrielle Gewand unserer Tage noch nicht angelegt hatte, es war eben eine Stadt, in welcher der Student noch alles galt. In dieses frische Leben kam nun der junge Heinze hinein. Ein Freund von ihm aus jener Zeit hat ihn mir mal geschildert: Die herrliche Gestalt mit blondem Haar und hellen Augen, auf dem Kopf die grüne Mütze, das schwarz-weiß-grüne Band über der Brust; wenn er so durch die Straßen dahinschritt, ruhten die Blicke aller bewundernd auf ihm. Dort, wo die Saale rauschend und brausend über ihr Wehr dahinströmt, unter dem kühlenen Schatten alter Bäume hat auch er zum Wehkerklang fröhlich eingestimmt in die schönen Sangweisen freier Burschenlieder, und wenn es einmal die Ehre seiner Farbe erforderte, war er gewiß nicht der Letzte auf dem Plan. Als er einmal in einer Abschiedsrede an seine Abiturienten den Horazischen Vers behandelte: dulce est desipere in loco (süß ist's, zu schwärmen am rechten Orte) hat er gewiß auch seiner frohen Studentenjahre gedacht. Aber er ging in diesem Treiben nicht auf oder gar unter, die in Haus und Schule gelegten Grundlagen waren zu fest und zu tief, als daß er seine wahre Aufgabe jemals vergessen konnte. Daher vermochte er auch sein ganzes Leben hindurch dieser Tage ohne Scham und ohne Reue zu gedenken, und blieb seiner Genossenschaft bis ans Ende wahrhaft ergeben. Der Philologe, der er später war, und der seine Kenner deutscher Literatur ist er erst in Greifswald geworden. Hier regierte damals auf dem Gebiet der klassischen Sprachen so gut wie unbeschränkt Georg Friedrich Schömann. Er stellte hohe Anforderungen an seine Schüler; weil er die klassischen Sprachen mit souveräner Leichtigkeit handhabte, verlangte er Aehnliches auch von seinen Zuhörern. Immer und immer wieder drang er darauf, daß dies ohne festes grammatisches Fundament nicht möglich sei, schrieb, um diesen Zweck zu fördern, eine gelehrte und doch leicht verständliche Anleitung. Am meisten bekannt ist er durch sein zweibändiges Werk über griechische Altertümer, in welchem er neben der Staatsverfassung mit besonderer Liebe die

Religionsverhältnisse des griechischen Volkes behandelte. Denn er sah in den Kultureinrichtungen der Hellenen nicht bloß eine Seite ihres öffentlichen Lebens, sondern eine lebendige Einsicht in die religiösen Kräfte war für ihn überhaupt das Mittelglied des Verständnisses geläuterten Griechentums; alles wahrhaft Religiöse erschien ihm dem Christentum verwandt; die größten Geister der Griechen produzierten nach seiner Ansicht gleichsam unbewußt christlich-dogmatische Gedanken. In diese Ideen führte er eine kleine Zuhörerschaft ein, eine kleine Schaar andächtiger Zuhörer war ihm lieber als ein großes Kolleg, in das man vielleicht nur der Mode wegen ging. Unter Schömanns Leitung hat Th. Heinze seine Studien beendet, vor ihm die Prüfung bestanden. Zeit lebens fühlte er sich dem alten Gelehrten zu lebhaftem Dank verpflichtet; diesem Dankgefühl durfte er, zugleich Abgeordneter des Anklamer Lehrerkollegiums, beim 50jährigen Jubiläum Schömanns Ausdruck verleihen. Nach Beendigung seiner Studienzeit verbrachte Th. Heinze mehrere Jahre als Hauslehrer auf dem Lande —, eine Zeit, die für manchen jungen Lehrer als Vorbereitung auf seinen Beruf und durch die Gewöhnung an bestimmte gesellschaftliche Formen nicht unwichtig gewesen ist. Darauf ging er nach einem kurzen Aufenthalt in dem Stettiner Seminar nach Kößlin, um einige Jahre später nach Stettin als Lehrer an das Mariengymnasium zurückzukehren. Als er von hier Ostern 1862 in die vierte Oberlehrerstelle des Gymnasiums zu Anklam berufen wurde und wohl einen Augenblick nicht ohne Bedenken war, ob er das Leben in der großen Stadt mit dem in einer pommerischen Kleinstadt vertauschen sollte, tröstete ihn sein langjähriger Vönnner, der Provinzial-Schulrat Dr. Wehrmann, mit den Worten: „Gehen Sie nur ruhig nach Anklam, das ist unser Direktorenseminar“. Und der Direktor Heydemann schrieb: „Wir sehen ihn mit großem Bedauern aus unserer Mitte scheiden, seine amtliche Wirksamkeit war eine erspriechliche, er hat durch Ernst, durch freundliches Entgegenkommen, sowie durch sorgfältige Ueberwachung seine Schüler sicher und mit großem Erfolge geleitet.“

Hier in Anklam fand er nun festen Boden für seine 38jährige, fruchtbare und sich weit ausdehnende Tätigkeit.

Zugleich fand er hier das Glück seines Lebens. Die Wahrheit des Schriftstellers: „Wem ein tugendhaftes Weib beschieden ist, die ist viel köstlicher als Perlen“ mit der schönen lutherischen Glosse, die der Reformator als Knabe aus holdem Frauenmunde vernommen: „Es gibt kein lieber Ding auf Erden als Frauenliebe, wem sie mag werden.“ — Diese Wahr-

heit hat der Entschlafene in reichstem Maße erfahren. Aber gerade im Genuß seines vollen Glücks, gerade an der Stelle, wo er am verwundbarsten war, hat ihn der jähe Schlag getroffen, den er niemals wieder verwunden hat. Wunderbar gleiches Geschick, das die beiden Gatten getroffen! Von schwerer Krankheit genesen, machte sie zu völliger Erholung und Erfrischung eine Reise zu lieben Verwandten, anscheinend gekräftigt kehrte sie zurück, da warf sie ein neuer Anfall aufs Krankenlager und wenige Stunden nachher mußte der ärztliche Freund dem Freunde erklären, daß menschliche Kunst hier nichts mehr vermöge. Ein alter Freund der Familie und ich, wir saßen am Tage nachher mit dem vereinfamten Gatten zusammen in langem wehmütigen Gespräch. — Als wir aus dem Hause heraustraten, bemerkte ich, der Schmerz des verwitweten Mannes erscheine mir so schwer und so tiefgehend, daß ich für seinen Geisteszustand fürchten müsse. „Sie haben ganz recht,“ wurde mir geantwortet, „Sie und ich und wenige andere wissen auch nur, wie diese Menschen miteinander gelebt haben! Es gibt ein schönes Wort: „Wen in seiner Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, der behält einen Schimmer davon bis in seine letzten Tage.“ — hier ist der volle Glanz geblieben bis in den Tod hinein, aber auch der tiefe Schatten; ich täusche mich nicht, nach diesem herben Verlust hat der Heimgegangene nie wieder so recht von Herzen fröhlich sein können: er konnte seine Otkilie niemals vergessen. Nun blieb ihm die Liebe und die Sorge für die hinterlassene Tochter. Da, als schon der Todesengel ihn mit seinen dunkeln Schwingen umschwebte, da fuhr noch einmal ein heller Lichtstrahl über sein Leben hin, als er die Hand der lieben Tochter in die Hand des geliebten Mannes legen konnte.

Von der Lehrtätigkeit des Verewigten eingehend zu reden, kann nicht meine Aufgabe sein; gerade die Kollegen wissen von dem Einzelnen des Unterrichts eines Kollegen zu wenig, nur hie und da vermögen sie aus den Resultaten einen Rückschluß zu machen, spärliche Mitteilungen, die meist vorher durch Schülern mund gegangen sind, bringen — und auch diese nur sehr selten — an ihr Ohr. Als ich im Jahre 1863 als junger Kandidat nach Anklam kam, fand ich den damaligen Oberlehrer Heinze als Lehrer des Griechischen in Quarta. Die enorme Wichtigkeit dieses Unterrichts als des grundlegenden für alle Klassen hat er auch in späterer Zeit wieder und wieder betont, und als durch die Schulreform der Anfangsunterricht in dieser Sprache eine Klasse höher gelegt wurde, hat er diese Verkürzung lebhaft bedauert und

ihre Folgen in den oberen Klassen oft unwillig empfunden. Von der Wichtigkeit dieses Anfangsunterrichts überzeugt, stellte er seine Forderungen nicht etwa so niedrig als möglich, eher etwas höher, als die damals geltenden Pläne forderten. Ich bin ihm darin, und wahrlich nicht zu meinem Schaden, gefolgt. Im entgegengesetzten Falle ist ja kein Ende abzusehen, bis zu dem man allmählich die Klassen herunter sinken sieht. Das wußte ich damals noch nicht und beklagte mich einmal im Interesse eines mir persönlich nahestehenden Zöglings über die Höhe der Forderungen, da sagte mir der würdige Direktor Bornmann lächelnd: „Ja, ja, die Urteile und Zensuren werden da etwas scharf abgeschrieben, aber bei der Versetzung ist es nicht so schlimm“, was denn auch zu meiner Freude eintraf.

Ein anderer Direktor machte mich auf den lateinischen Unterricht Heinzes aufmerksam: „Da können Sie viel lernen, wenn es Ihnen gelingt, in diesem Unterricht einen Einblick zu erlangen — ich habe denselben erlangt, da ich von Heinze die lateinischen Stunden in Obertertia einmal übernahm — das ist ein überaus feiner Lateiner, wie wir keinen zweiten hier haben, und wie es sonst auch wohl nicht viele gibt“. Am liebsten aber erteilte er den griechischen Unterricht in den obersten Klassen, daneben den im Deutschen.

Auch auf dieser Stufe hielt er, und solange es bei den veränderten Lehrplänen irgend möglich war, auf grammatische Korrektheit, wie er darin ja selbst unterwiesen worden, im Mittelpunkt aber stand ihm immer die Lektüre; unermüdet war er in dem Bestreben, seine Primaner auf möglichst vielen Gebieten griechischer Literatur heimisch zu machen. Wie geschmackvoll er den Homer zu erklären wußte, davon wissen ganze Generationen zu erzählen, wie gern er den Thukydides behandelte, haben wir oft aus seinem Munde erfahren; in der platonischen Gedankenwelt war er heimisch, wie in den gemalteten Perioden Demosthenischer Beredsamkeit. Als ich zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum als Direktor, das er nach seinem Wunsch in stiller Zurückgezogenheit beging, ihm im Namen des Lehrerkollegiums eine Nachbildung der Sophoklesstatue überreichte, äukerte er diesem Geschenk gegenüber darum so herzliche Freude, weil ihm Lesung und Erklärungen sophokleischer Dramen in seiner langen Lehrtätigkeit die meiste Freude bereitet hätte. Viele Jahre hindurch hat er auch den deutschen Unterricht in den oberen Klassen erteilt. Seine formgewandten, tief eingehenden, das Verständnis vermittelnden Vorträge in der Literaturgeschichte habe ich früher und noch in

den letzten Tagen rühmen hören — nicht so erfreut waren seine Schüler über die strenge Korrektur ihrer Aufsätze. Wenn das Ziel derselben ist, den Schülern: klare Erfassung der Begriffe, rechte Ordnung der Gedanken und geschmackvollen Ausdruck anzugewöhnen, dann bleibt doch nichts anderes übrig, als alle Unklarheit bis in ihre Wurzel hinein zu verfolgen, allem Phrasenhaften den Krieg zu erklären, gedrungene Kürze zu fordern und dies alles mit unablässiger Energie durchzusetzen. Aber wenn auch mancher Aufsatz von blauen und roten Strichen wimmelte, oft war das Urteil dann auffallend mild, wenn ernstes Streben sich zeigte, oder Unbehilflichkeit der Sprache sich aus äußeren Verhältnissen erklären ließ. Nicht selten bewegte er sich auch in mehr launigen Anmerkungen, so z. B. „Welcher Bombast von Phrasen“, oder einfach ein: „Nicht möglich“, „recht sonderbar“, oder einfach ein: „So“ oder nur ein: „3“. Dies alles allerdings mit bedeutamen Frage- oder Ausrufungszeichen versehen. Auch nahm er einen harmlosen Scherz nicht übel. Einmal war einem Primaner sein Weihnachtsaufsatz recht wohl gelungen und im Gefühl voller Befriedigung schrieb er am Schluß: „Um meinem Dankgefühl für das schöne Thema Ausdruck zu geben, erlaube ich mir an dieser Stelle meinem verehrten Lehrer zum neuen Jahre zu gratulieren“. Da stand am Rande nicht etwa ein scharf abweisendes: „Gehört nicht hierher“, oder „recht überflüssig“, sondern nur die schlichten Worte: „Ich danke“.

Im Oktober 1873, nachdem der bisherige Direktor Haedermann zum Provinzial-Schulrat ernannt worden war, übernahm Th. Heinze infolge der Wahl des Magistrats und der Bestätigung Sr. Majestät das Amt eines Leiters unserer Anstalt, und hat es mit wenigen Unterbrechungen, die namentlich in den letzten Jahren durch seine Erkrankung herbeigeführt waren, nahezu 27 Jahre mit reichem Segen verwaltet.

Wie so ganz anders als früher ist jetzt die Arbeit des Leiters einer höheren Schule! Was mußte man sonst von Akten und Archiven, wie selten lief eine Verfügung ein, Berichte, Beantwortung von Anfragen kannte man nur in geringem Maße, Statistik und Hygiene waren noch unangebaute Gebiete. Anderes ist aber geblieben, der Direktor ist sein eigener Registrator, sein eigener Sekretär, er selbst muß zu gelegener Zeit sich die zu erlöbigen Sachen vorlegen, er selbst muß sein Archiv in Ordnung halten, Verfügung und Abiegung der Antworten, Entwurf und Reinschrift, alles ist in seine Hand gelegt. Von welcher peinlichen Sorgfalt unser Entschlafener in

diesen recht äußerlichen Dingen war, dafür zeugt seine Arbeit in den letzten Tagen seines Lebens, unmittelbar bei derselben hat ihn mitten in seinem amtlichen Wirken der tödliche Unfall getroffen.

Die höheren Schulen stehen nicht mehr wie einst jede für sich da, sie gehören einem größeren Verbande an, und das Streben geht seit Jahren dahin, Anforderungen und Leistungen überall möglichst auf gleicher Höhe zu halten. Auf den zu diesem Zweck von Zeit zu Zeit berufenen Direktorenversammlungen mußte unser Direktor seine Begabung in glücklicher Weise geltend zu machen. Unter den manchen Berichten, die er für diese Konferenzen mit unendlicher Mühe zusammengestellt, ragt der eine, der über den deutschen Unterricht, formell und infaktlich als ein Kabinettsstück ersten Ranges hervor. So gern er bei den Beratungen sich der Mehrheit seiner Amtsgenossen angeschlossen, so entschieden stellte er sich wohl einmal auf die entgegengesetzte Seite. Als bei den Besprechungen über den geschichtlichen Unterricht die Kriegsgeschichte allzusehr in den Vordergrund gerückt wurde, als gelte es wohl, lauter junge Strategen heranzubilden, scheute er sich nicht, der einen Einseitigkeit die ebenso einseitige Behauptung entgegenzustellen, daß es nicht so sehr auf die Taten der Faust, als auf die des Geistes ankomme, worauf man dann von beiden Seiten her auf der richtigen Mittelstraße sich zusammensand. Bei den Vorberatungen einer wichtigen Frage war die Neujahresfeier gefallen: wer sich gegen die anerkannten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung sträube, möge nur aufhören, sich einen wissenschaftlichen Lehrer zu nennen. Da sagte der Verstorbenen scherzend, daß sei ja noch ärger als in der Bürgerschaft; in dieser würden doch nur drei, und diese mit gewaltigen Streichen, erlegt, hier aber würde die ganze widerspenstige Lehrerschaft mit einem Keulenschlag zu Boden geschmettert.

Ein Direktor soll auch ein Gelehrter sein, er soll an seiner wissenschaftlichen Fortbildung arbeiten, er soll sich auf der Höhe der Forschung erhalten. Das ist, so allgemein gefaßt, heute ein Ding der Unmöglichkeit. Wer auch nur auf dem einen oder anderen beschränkten Gebiet in beschränkter Weise fortarbeitet, muß schon die ihm verliehenen Kräfte oft über das Maß hinaus anspannen. Unser Direktor hat im Bereich klassischer und deutscher Philologie Proben seiner literarischen Tätigkeit hinterlassen. So das gelehrte Stettiner Programm über die Konsulartribunen, worin er, wie er sagt, einen Baustein dem stolzen Bau römischer Geschichte einzufügen unternimmt, hier erfaßt er die erste wissenschaftliche Biographie der begabten, aber so unglücklichen Dich-

terin Anna Luise Karstin, in seinem Vortrag über die Fremdwörter im Deutschen bringt er mit staunenswerthem Fleiß alles zusammen, was sich damals über diese Frage sagen ließ, in der Abhandlung über die Alliteration im deutschen Volksmunde geht er den Resten dieser Dichtungsform bis in die entlegensten Winkel nach; freilich war er weit entfernt, moderner Liebhaberei nachgebend, einer Wiedereinführung des Stabreims das Wort zu reden: Er hatte, so scheint es mir wenigstens, die Besorgnis, er möchte wohl hinter der lebendigen geistigen Bewegung unserer Tage zurückbleiben. Darum verfolgte er auch auf schönwissenschaftlichem Gebiet alle neu aufstauenden Richtungen mit besonderem eindringenden Interesse und gab aus der Tiefe seiner Kenntnis und Erfahrung uns in der Regel den besten Rat.

Wenn man vor etwa 70 oder 80 Jahren über den Leiter einer höheren Schule sprach, so war die Erörterung der Frage gar nicht zu umgehen, welchen philosophischen Standpunkt denn so ein hervorragender Mann einnahm. Als unser Entschlafener seine Studienjahre beendete, war nach dem großen Zusammenbruch des Hegelschen Systems das Interesse für philosophische Studien auf Jahrzehnte nicht gerade geschwunden, aber doch erheblich gemindert. Doch konnte man nicht umhin, sich insbesondere mit den pessimistischen Systemen auseinander zu setzen, zumal ein namhafter Vertreter Schopenhauerscher Gedanken am Gymnasium zu Anklam gelehrt hatte (Bahnen). Wie sorgfältig Heinze sich später mit dem Hauptwerk E. v. Hartmanns beschäftigt hatte, weiß der Bibliothekar unseres Gymnasiums am besten. Eine Schrift über ein neuerdings vielgenanntes angeblich philosophisches System, das eine Einseitigkeit unserer Tage durch einseitige Betonung derselben ins Bizarre verkehrt hat, reichte er mir mit einer kurzen Bemerkung zurück, die mir sofort zeigte, wie wenig sympathisch ihm Gedanken waren, die uns im Grunde nötigten, Cesare Borgia oder Napoleon für unsere Ideale zu erklären. Soll ich hier eine Meinuna aussprechen, so neigte sich Heinze am meisten Kantischen Gedanken zu; sicherlich gehörte der kategorische Imperativ mit zu den Grundregeln seiner Lebensführung. Dafür reugt auch schon das höchste kirchliche Interesse, das den Verstorbenen zu einem gern gesehenen und gehörten Mitglied kirchlicher Vertretungen gemacht hat.

In einer eiaentümlichen schwierigen Lage befindet sich der Direktor eines Gymnasiums, das außer unter der Aufsicht königlicher Behörden noch unter städtischem Patronat steht. Auf der einen Seite vollendete Sachkunde, hohe Verantwortlichkeit gegenüber

dem Staat, den Lehrern, den Schülern, dem an der Schule direkt oder indirekt beteiligten Publikum, auf der andern bei allem natürlichen, selbstverständlichen Wohlwollen gegenüber der Entwicklung einer städtischen Schule doch die Neigung, die finanziellen Verhältnisse ganz besonders im Auge zu behalten — dies Zusammenleben erfordert bei beiden Parteien eine nicht ganz gewöhnliche Fähigkeit, die schmale Grenzlinie nicht zu überschreiten; denn Konflikte schlagen hier regelmäßig zum Schaden der Schule aus, d. h. der Schüler.

Euch, meine lieben Schüler, hat der Berewigte alle Zeit seines Wirkens in änaastlicher Sorge, aber doch mit vollem Vertrauen zu Euch auf dem Herzen getragen. Ihr selbst wißt und erfahrt davon wenig. Denn was weiß ein Schüler von dem, was ein Lehrer und nun gar ein Leiter für ihn tut? Am Unterrichts lernt er ihn wohl und auch da nie vollkommen kennen, sonst so gut wie gar nicht. Die Verhandlungen der Konferenzen, die Beratuna bei der Prüfung sind mit dem Schleier der Amtsverschwiegenheit gedeckt. Aber das kann ich Euch sagen, wo er nur immer einen von Euch fördern konnte, hat er es redlich getan: wie viele gibt es nicht, die er durch milde Abstimmina gehoben, wie viele von denen, die längst als Männer im Leben stehen, verdanken es seiner freundlichen Haltung, daß sie die hohe Schule überhaupt haben durchmessen können. Wie freudig bewegt war er wohl, wenn wir einem schwachen, aber treuen Schüler das Reifezeugnis zusprechen durften. Wie vor er stets darauf bedacht, auch die änkeren Verhältnisse zu berücksichtigen, wie oft hat er gerade mich darauf aufmerksam gemacht, daß Not, Krankheit, schwere Schicksalsschläge den geistlichen Fortschritt eines Schülers hemmten und ich in meiner Beurteilung auch danach mich richten sollte. Daß er ober auch Not zu lindern bemüht war, dafür liefert einen sprechenden Beweis die Jubiläumstiftung, deren Grundstock er selbst gesammelt hatte. So unwillig er sein konnte gegenüber Trägheit und verstocktem Wesen, so bereitwillig er konnte er edliches Streben an auch in den unbehilflichsten Anfängen. Denn an der Mahnung des Schriftworts hat er festgehalten: „Das zerstoßene Rohr sollst du nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht sollst du nicht auslöschen!“ Darum, wenn heute bei dem Gedanken an Euren guten, so vöcklich von Euch geschiedenen Direktor Euch unwillkürlich eine Träne ins Auge tritt, so schämt Euch derselben nicht, sie ist ein Ehrenzoll, den Ihr seiner Güte und Freundlichkeit darbringt; wer aber das Bewußtsein in sich trägt, daß er seinen ersten Mahnungen kein

williges Ohr geliehet, dem sei sie ein feurig Mal, das ihn antreibe ohne Ruhe und Rast, sich des großen, schönen und guten Lebens würdig zu machen, das vor seinen Augen hier gelebt worden ist. Von durchschlagender Wichtigkeit ist das Verhältnis, in welches sich ein Leiter zu den ihm unterstellten Lehrern zu setzen weiß. Ein Leiter aus dem Kollegium hervorgegangen, nun Vorgesetzter von denen, welchen er eben noch gleichberechtigt zur Seite gestanden -- so'sche Bedenken wurden wohl laut, als er das Direktorat übernahm. Sie schwanden aber vom ersten Tage seiner Amtswirksamkeit und haben sich nie wieder erhoben. Es gibt ja verschiedene Weisen, wie ein Vorgesetzter sich zu den ihm Unterstellten verhalten kann; manch einer hält eine fortlaufende ununterbrochene Beaufsichtigung für notwendig, ein fortwährendes Eingreifen und nicht bloß bei Störungen der Ordnung; ein anderer meint, selbst die peinlichste Kontrolle führt nicht zum Ziel, den Lehrern, wissenschaftlich und praktisch durchgebildeten Männern, müsse man von vornherein das Vertrauen schenken, daß sie von sich aus nicht bloß ihre Schuldigkeit tun, sondern darüber auch hinausgehend das Gedeihen ihrer Anstalt zu fördern sich bemühen werden. Die letzte Art ist am Anklamer Gymnasium seit Jahrzehnten die übliche gewesen. Sie hat den Lehrern Freude im Amt, berechtigten Stolz und die Kraft gegeben, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nicht zu verzagen. Daß wie alle Prinzipien, so auch dies in der Praxis sich manche Beugung muß gefallen lassen, ist, wie die Menschen nun einmal sind, selbstverständlich, unserm Direktor wurde es unendlich schwer, auch nur um Haarsbreite von seinen Grundsätzen abzuweichen. Für die Standeshöhe seiner Untergebenen besaß er ein lebendiges Gefühl, seine letzte amtliche Freude war, daß ihm ein Herzenswunsch nach dieser Richtung hin endlich erfüllt werden konnte.

Auch aus diesem Grunde ist unsere Trauer um den Heimgegangenen so aufrichtig, so tief, so nachhaltig. Wir werden es nie aus dem Sinn verlieren, daß er hinsichtlich unserer Amtsführung ganz und voll von dem Schiller'schen Gedanken erfüllt war:

„Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit weg vom Handwerk bleib.“

Er war eine vornehme Natur, fein organisiert, von der Würde seines Amtes erfüllt; Vorgänge, in denen er eine Zurückziehung seiner Person erblickte, haben ihn in tiefster Seele schmerzlich berührt; er war zur Zurückgezogenheit geneigt, wenigen und auch diesen nur selten schloß er sich auf, heiterer Ge-

selligkeit aber war er nicht feind. Ein treuer Freund seiner Freunde, in dieser Treue ließ er sich von niemanden, wer es auch sein möchte, irre machen. Schmeichelei, plumpe und feine, war ihm durchaus zuwider, gelegentlich zeigte er seine Abneigung ihr gegenüber in eklatanter Weise. Wo er hinter glatten Formen, so verbindlich auch sonst sein Wesen war, hohles oder gar rohes Wesen vermutete, hielt er sich instinktiv fern. Unwillkommenes wehrte er mit einem Kopfschütteln, mit einem bezeichnenden Lächeln, das wir alle wohl kannten, ab oder setzte ihm beredtes Schweigen entgegen. Er konnte wohl zornig aufwallen, wenn es sein Haus, seine Schule oder seine geliebten Klassiker galt; aber in der Tiefe seines Herzens herrschte Abklärung, Gelassenheit, Friede.

Bei einem energisch vordrängenden Charakter denkt man wohl an einen wilden Sturzbach im Hochgebirge, der alles mit sich fortreißt und vielleicht erst fern von seinem Ursprung draußen in der Ebene Segen verbreitet; unsern Verewigten möchte ich vergleichen mit einem unserer nordischen Waldseen; selten wühlt ihn der Sturm auf, meist liegt er ruhig da, nur leise gekräuselt von leichtem Winde, der das Schilf am Ufer flüsternd bewegt; weiße Seerosen, der schönste Schmuck, breiten sich grünend über die Tiefe hin; er ist tief, aber nicht kühl; tagsüber nimmt er der Sonne Strahlen auf, dann wird es Abend und dunkle Schatten breiten sich aus; da flammt es noch einmal im Westen auf, und die umragenden Waldriesen werfen von ihren brennenden Stämmen mächtige Blutwellen über die schweigende Flut. Er war ein Kind des Nordens, aber sein Sehnen ging doch oft nach dem sonnigen Süden, nach Italien und Griechenland. Er hat die Länder seines Verlangens nicht gesehen, aber in der Anschauung ihrer Kunstwerke sie sich lebendig vergegenwärtigt. Die Darstellungen klassischer Plastik, wie die Reliefs von Pergamon, die Ringer, die Fechter waren ihm weniger sympathisch, als diejenigen, welche Einfachheit und stille Größe atmeten, unter allen liebte er besonders die Apollonbildsäule, welche man nach dem Belvedere nennt; von lieber Hand ist ihm einst zu Weihnachten eine wohlgelungene Nachbildung des Kopfes als köstliches Angebinde besichert worden, kaum hat ihn ein anderes Geschenk jemals so erfreut. Der Apollo, der schlanke Künstling von überirdischer Schönheit mit den zierlichen Sandalen und dem sorglich geordneten Haar schreitet im Bewußtsein seiner Pracht siegreich dahin. Da fliegt ein Schatten des Unmuts über sein Antlitz, barbarische Feinde wollen seinen Tempel, sein Heiligtum berauben, seine Inschrift zerstören,

da hält er ihnen die Aegis entgegen, könnte er sprechen, würden seinem Munde die Worte enttönen:

„Odi profanum vulgus et arceo“. „Weich, unheiliges Volk! du bist mir in tiefster Seele zuwider.“

Die Hellenen vermochten nicht sittliche Tüchtigkeit in einem unschönen Leibe zu denken, darum war ihnen die Erscheinung des Socrates so wunderbar; darum bezeichneten sie das Ideal eines Mannes, so wie sie es im Achilles sehen, mit den Worten „ἀνὴρ καλὸς κάγαθός“ Formenschönheit strahlte das innere tief ethische Wesen gleichsam aus. Einen solchen Mann hat der Verstorbene oft — wie oft! — seinen Primanern geschildert; ihm ist nie in den Sinn gekommen, daß er selbst eine lebendige Verkörperung eines „ἀνὴρ καλὸς κάγαθός“ ihnen darstellte.

Ja, er war eine gewiegte ethische Persönlichkeit; dem materiellen Treiben, wie es sich wohl hie und da an die Oberfläche des Volkslebens drängt, hat er nie seine Seele geöffnet; die oft beliebte Art, sittliche Verfehlungen mit der Rücksichtnahme auf materiellen Vorteil oder Nachteil zu entschuldigen, fand im Bereich seiner Empfindungen keinen Raum.

Der schlichte kindliche Glaube, zu dem der fruchtbare Keim im Vaterhause gelegt war, wuchs ihm im Glück und Unglück zu einem mächtigen Lebensbaume empor, dessen Schatten er gerne aufsuchte in den Tagen der Freude, und in dessen Schutz er sich barg in Stunden schwerer Heimsuchung.

In der Zeit, welche mannigfache Aehnlichkeit aufweisen soll mit den Jahren, in denen wir jetzt leben, in der Zeit des ausgehenden Mittelalters liebte man es, Städten und Personen ehrende Beinamen zu geben. Da nannte man eine Stadt die gelehrte, eine andere die prächtige, eine dritte die herrschende, noch eine die schöne; Fürsten und Herren führten gern die klassischen Namen Achilles und Cicero, Nestor und Hector; der eine Gelehrte hieß der engelgleiche, ein zweiter der wunderbare, ein anderer der feingefinnte, einer gar der allerchristlichste, — so hohe Prädikate nehmen wir für unseren Heimgegangenen nicht in Anspruch, aber wir geben ihm einen Namen, der unsere Devise sei auf unserem blanken Ehrenschild, unter dessen Schutz wir den Kampf kämpfen für die höchsten und heiligsten Güter des Lebens — wir nennen ihn und wir halten ihn dafür, wir nennen ihn

„unsern Unvergesslichen“.

Zu den liebsten Amtspflichten des Entschlafenen gehörte die Entlassung seiner Abiturienten. In wie mannigfach wechselnder Form, bald launig, bald

ernst, bald von klassischer Lektüre ausgehend, bald aus dem Born vaterländischer Geschichte schöpfend er ihnen die Tugenden der Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, Freiheit, Männerwürde, Treue und Heiligkeit zum Schluß ihrer Schullaufbahn vorhielt, das ist uns allen noch lebhaft im Gedächtnis; seine ganze Seele legte er in den Schluß, wenn er ihnen die Worte zurief: „Leben Sie wohl!“

Jetzt haben wir auch von Dir, Du lieber Freund, Abschied zu nehmen, jetzt haben wir Dir das Lebewohl zuzurufen; jetzt gilt von Dir das Wort, das Du so oft und gern gelesen:

„Selig der Liebende,
der die betrübende
heilsam und übende
Prüfung bestanden.“

Jetzt rufen auch wir aus diesen Räumen, von dieser Stelle, an der Du so oft gestanden, Dir zu:

Leb' wohl, Leb' wohl.“

Leb wohl, Du guter Freund! Leb wohl, Du treuer Mann! Leb wohl, Du lieber Leiter dieser Schule! Leb wohl, Du freundlicher und milder Herr!

Requiescas in pace!

Ruhe sanft in Frieden bis zum Tage Deiner fröhlichen Auferstehung!

Zu Dir aber, Du lieber Herr und Heiland, der Du uns so hoch erhoben und so tief gebeugt hast, erheben wir Herzen und Hände und bitten Dich, sende den milden Trost Deines heiligen Geistes auf die verwaisete Tochter, gib ihr nun doppelten Halt an der Hand des treuen Mannes, tröste die ehrwürdige Mutter des Hauses, der wieder das Schwert brennenden Schmerzes durch die Seele gegangen, tröste alle lieben Verwandten, die treuen Freunde, tröste Lehrer und Lernende dieser Anstalt! Ja Herr! Du hast ihn uns in Deiner Gnade gegeben, Du hast ihn uns in Deiner Weisheit genommen! Hochgelobt sei Dein Name in Ewigkeit!

Amen.

Hierauf sang der Schülerchor das Lied, das einst auch am Grabe von Frau Heinze erklingen war:

Ueber den Sternen wohnt Gottes Friede, in Palmenschatten wallen die Erlösten; Höre der Seligen singen des Empfanges

Heil'ge Hymnen.

Himmlicher Lohn krönt treues Erdensstreben; Dein hart er droben in dem Reich der Sphären! Zieh hin in Frieden und Dein Enkel sprach:

Seliges Ahnen.

Die Versammlung schied mit dem Gesange und aufrichtigen Bekenntnisse:

„Wer so stirbt, der stirbt wohl!“